

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaskl vom Hollarbräu.

82] Roman von N. von Seydlitz.

Ringelmann kam nicht unvorbereitet vor diese Frage zu stehen. Er wußte sie getreulich zu beantworten, und parierte darum schnell.

„Die falsche Buchführung — ja, kann mir jemand die beweisen? — Alle Bücher sind verbrannt, wie ich höre. Aber ich war vordem zwanzig Jahre Buchhalter; die Bücher von Herrn Galtmeyer, dem Hopfenhändler, sowie vom Hollarbräu — bis zum Verkauf, — müssen ja da sein. Wenn mir jemand aus den Büchern etwas nachweisen kann — is recht. Und vom Vertrauensbruch — das müßte mir doch spezifiziert werden, damit ich wüßte, wo ich mich verteidigen soll.“

Der Richter ließ das vor der Hand passieren; er hatte schon das nötige Material vor sich. Er hörte ruhig weiter zu.

„Und Gelder unterschlagen? Ja, wo denn? Is denn net g'nu' Geld i' d'r Kask'n g've'n?“ machte er wie erstaunt.

„Die Kasse ist, — wie sie wohl wissen werden, offen gefunden worden, angeraucht zwar, aber doch noch im guten Zustande. Im Kassenschrank fand sich keine Spur von Papierschke. Sie war leer.“

„Des begreif i net.“ — Und dann, wieder sich aufrassend: „Was aber das Brandstiften anlangt, so frag' ich nur, ob das einem vernünftigen Mann ähnlich sieht, den Ast abzuhacken, auf dem er sitzt.“

Der Richter bemerkte trocken:

„Wozu haben Sie also die Unmasse Petroleum gebraucht, die Sie acht Tage vorher kauften und in Vierfässer gefüllt aus der Wohnung Ihrer Geliebten in die Brauerei schafften? Wozu die Zündfaden, wozu das Zupfch in Ihrer eignen Wohnung? — Und wozu liefen Sie während des Brands nochmals in Ihre Wohnung hinauf mit einem Paket?“

„Ich?! Ich war ja zu Bett . . .“

„Also war's Ihr Doppelgänger vielleicht?“ fragte der Richter ironisch. — „Leugnen Sie doch nicht so kindisch. Es mag Ihnen dienlich gewesen sein, daß Ihr Neffe hinter Ihnen her noch Ihre Wohnung betrat, wo er von den Flammen ereilt wurde . . .“

Ringelmann hörte jetzt zum erstenmal von diesem Umstand.

„Denn“, fuhr der Richter fort, „dadurch ist es ihm, Ihrem Neffen, unmöglich geworden, für oder gegen Sie auszusagen, — den Grad der Konnivenz zu offenbaren, in dem Sie beide handelten . . .“

Nun — blieb Ringelmann nichts übrig, als über den so kundgegebenen Tod Kasl's seine tiefe Betrübniß zu manifestieren. Er that's reichlich, unterm beobachtenden Schweigen des Richters. — Dann fuhr Ringelmann fort:

„Gott hab ihn selig, Herr Richter; aber so hart's klingen mag — der Kaskl, mein Neffe, war doch mein eigentliches Unglück. Ihm zu lieb hab ich gearbeitet und geschafft, so lang er hier ist.“ Und dann schilderte er sein väterliches Verhalten vom ersten Tage an. „Fragen S' mei' Frau . . .“ Zulezt aber noch ein kleiner Trumpf:

„Und wie er mir dees heimzahlt hat? — Da, Herr Richter, lesen S' den Brief.“

Er nahm den bisher gut versteckt gehaltenen Brief, den Kaskl an Fräulein Genzi geschrieben hatte.

Der Richter las die paar Zeilen schweigend und legte das Blatt zu den Akten.

„Es is ja net recht . . . ich weiß ja . . . aber d' Genzi — ich hätt' doch glaubt, . . . warum muß er mir die auch noch abspenstig machen . . . Aber mei', weil er tot is . . .“

Der Richter bemerkte darauf nur:

„Ueber diese Anschuldigung wird sich Ihr Neffe selbst aussprechen können. Denn er ist zwar mit Brandwunden bedeckt aufgefunden worden, aber lebt und ist geheilt. Woraus schließen Sie —?“

Kuck! trachte es — Ringelmann war rückwärts auf einen Stuhl gesunken, und zeigte so völligen Schreck — daß der

Richter ziemlich genug wußte. Er nahm eine schärfere Tonart an und bohrte eine Fülle verwirrender Fragen in das erschütterte Gemüt des Angeschuldigten, bis er ihn für diesmal entließ, damit er aus dem Wust von Lügen und Geständnissen sich wieder ein neues Kunstgebäude zusammenphantasiere, das seine Schuld dann erst recht zu Tage bringen mußte.

Gegebart kam ebenfalls bald daran; er erschien mit einem Arm in der Binde, schwach und matt, aber ehrlich und offen aus den wasserhellen Augen um sich schauend. Er verwirrte sich nicht, er beachtete aufrichtig und einfach, er nannte viele Zeugen; er verschwieg auch die Warnungen nicht, die ihm betreffs Ringelmanns zugekommen waren; er konnte aus seiner geretteten Habe Fräulein Genzis Briefe produzieren, und erhielt einen Verweis, weil er die Anschuldigungen hätte besser beachten und zulezt auch die Behörde kundgeben sollen. Er erklärte auch seinen Brief an der Geliebte des Oheims, und die Unschuld kam dabei so linksich zu Tage, daß der Richter einen Moment irre wurde und einen geriebenen Spitzbuben feinsten Sorte in ihm fürchtete; endlich befam er sich aber und entschied sich für die Echtheit der kindischen Unschuld. Zulezt fragte Kaskl ganz naiv nach seinem Geld, und der Richter, dessen Amt es allerdings nicht war, darüber Auskunft zu geben, ließ ihn sehen, daß nichts da war; ein Guthaben auf irgend einer Bank am allerwenigsten. Selbst sein altes Sparkassenbuch war weg!

Da war's, als ob eine finstere Wolke in Kasl's Seele einzog, die ihm allen Sonnenschein im ferneren Leben auslöschte. Zudem er vom Richter entlassen wurde und in seine Hast zurückging, überkam ihn eine tiefe, bittere Verzweiflung . . .

Bisher, seit er in München war, hatten alle Menschen ihn aufs schmählischste behandelt, von der Verührung mit der Welt hatte er nichts als Schmutzflecken mit hinweggetragen. Vom ersten Tage an! Kaum angelangt — ward er ausgeplündert und in die unterste Schicht der Bevölkerung geworfen. Wo er sein Herz auch anhing, ward er elend hintergangen: noch brannte dumpf die Wunde, die Agathe ihm geschlagen, und Ebelein, der ihn väterlich beschützte, — hatte er ihn nicht wegen einer verrückten Beschuldigung mit Schimpf und Schande auf die Straße geworfen? — Und nun der Ohm! Brach jetzt auch diese Stütze — wem durfte er in Zukunft noch vertrauen?

Die furchtbare äußere Einsamkeit der Zelle war noch überboten durch die innere Vereinsamung seines Lebens. Nur noch ein wenig kränker und schwächer, und er hätte Gelegenheit gesucht, seinem freudlosen, elenden Dasein ein rasches Ziel zu setzen. Ekel vor der Menschenwelt war dazu reichlich genug in ihm vorhanden.

Unterdes arbeitete der Richter fleißig, denn damit konnte er es erreichen, den armen Teufel von Gegebart, dessen Unschuld ziemlich klar war, zu lersösen. Der Bräumeister, der im letzten Jahre für das Bier gesorgt hatte, was die Ludwigsbrauerei als gut genug für die Münchener hielt, also der Panschmeister, mußte sich einem strengen Verhör unterziehen und kam mit knapper Not um eine Anklage herum; er spielte jedoch mutig den humorvollen Mann und sagte unter anderm: „Schlecht war ja der Plempel, und i sag nix dagegen. Aber a Kunst is's do, Herr Rat, a schlechts Bier so brauen, daß s' 's faufen.“ Er erhärtete im übrigen durch Zeugen, daß er alles im Auftrage Ringelmanns gethan. Durch Zufall wurde auch der Hauser Toni aufgefunden, und so kam auch etwas von den Schmierereien im alten Hollarbräu zu Tage. Und zulezt fand man Fräulein Genzi Damhuber in Frankfurt auf.

Da war's denn reif. Der Staatsanwalt verzichtete darauf, gegen Kaskl eine Anklage zu erheben, und die volle Wucht der strafenden Nemesis fiel auf Ringelmanns schuldiges Haupt; eine lange Strafe entzog den Allzukühnen für einige Zeit dem öffentlichen Leben. Seine Frau reiste nach einem Jahre nach Amerika; sie soll da in ganz angenehmen Vermögensumständen leben, wie man in München wissen wollte.

Kaskl war frei. Er hatte sich aber kaum einen Tag umherbewegt, als das Ereignis auch allen, die es angehen konnte, bekannt war. Er wurde beglückwünscht, von allen möglichen Leuten begrüßt und angesprochen, und am nächsten Morgen schon, als er gerade überlegte, welchen Bekannten er

um etwas Geld ansprechen sollte, — trat der Verwalter der Hollerbräu-Aktiengesellschaft bei ihm ein. Mit wenigen Worten berührte dieser das fatale Ereignis, beteuerte, von jeher an Hegebarths Unschuld geglaubt zu haben und lud ihn ein, die altgewohnte Schwelle einmal wieder zu überschreiten, in der unumwunden ausgesprochenen Absicht, ihn dauernd an das Haus zu fesseln.

Kasfl hat trotz seiner Geldverlegenheit um Bedenkzeit; aber er ging gern, die alte Stätte seiner Freuden und Leiden wiederzusehen.

Er fand vieles anders. Die seitwärts an das zweite Rückgebäude anstoßenden Häuser waren angekauft und umgebaut worden. Die Wirtschaft vorn war verschwunden; im Innern war alles verwandelt, alles vergrößert, alles verschönt, Maschinen über Maschinen engten die Räume ein, hoch über die Dächer ragte ein mächtiger Schlot auf. Man sah, der Hollerbräu hatte sich gehäutert, er war auf die Höhe der Zeit gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

## Berlin vor zwei Menschenaltern.

Auf der Höhe unsres modernen Weltstadtgetriebes kann man sich kaum noch ein Bild machen, wie es in Berlin vor Jahrzehnten, vor zwei Menschenaltern, ausgesehen hat. Und doch in dies für eine Stadt wie Berlin nur ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum! Professor Holke hat vor nicht allzu langer Zeit in den Hefen des „Vereins für die Geschichte Berlins“ über dies Thema eine größere Arbeit veröffentlicht — Selbstgezeichnetes —, an der Hand deren wir hier eine Schilderung geben.

Zu jener Zeit, etwa um 1880, waren, im Gegensatz zu unsren heutigen Miesebauten, Häuser von einer Höhe die Regel, daß man Dächer im Vorübergehen wohl mit der Hand berühren konnte; selbst in den Querstraßen der Friedrichstadt fehlte es nicht an dergleichen. Die Bürgersteige waren mit kleinen runden spitzen Feldsteinen gepflastert und der Fahrweg wies, an Stelle des heutigen Asphaltis, große grobe Feldsteine auf. In der Mitte des Velle-Alliance-Platzes lag ein mächtiges Exemplar und von ihm aus liefen größere Steine strahlenförmig nach allen Seiten, während die Zwischenräume mit kleineren ausgefüllt waren, so daß diese „Kunstpflasterung“ nach dem Bürgersteig zu einen Stern bildete. Zwischen dem Fahrweg und Bürgersteig liefen in allen Straßen als besondere Schönheit, die lieblich duftenden „Reinsteine“ dahin. Sie nahmen jede erdentliche Flüssigkeit auf, um sie bei trockenem Wetter zu Schlamm verbilden zu lassen oder bei Regenwetter sich in die Spree oder in den Schatzgraben zu ergießen. Wie unter solchen Verhältnissen die Spree ausseh, kann man sich ungefähr ausmalen, und es ist Friedrich Müdert nicht zu verdenken, wenn er grimmig meinte: „Die Spree kommt nach Berlin als ein Schwan und verläßt es als ein Schwein!“

Aber man liebte trotzdem die Reinlichkeit! Zweimal die Woche wurde die Länge des Hauses bis zur Mitte des Straßendamms gefegt, aber der Pferdewisch und was sich sonst dabei ergab, wurde auch bloß in den Rinnstein versenkt. Im Winter, wenn das Eis dicke Krusten zog und das Aufreisen Schwierigkeiten machte, stellten sich zwar der Reinlichkeit große Hindernisse in den Weg, aber mit Riden, Hauen und Schaufeln wurden die Eiskrusten doch endlich beseitigt.

Große Schwierigkeiten bot die Straßenbeleuchtung. So lange nicht englische Unternehmer das Gas brachten, war Berlin auf die Oellampen angewiesen. Etwa 10 Fuß hoch waren an den Häusern auf herausragenden Eisenstangen die dreieckigen, nach unten spitz zulaufenden Laternen mit ihren kleinen Oellampen angebracht. In weiten Abständen, diagonal gestellt, erhellen sie nicht die Straßen, sondern nur wenige Schritte in eigenen Umkreis. Schon nach Mitternacht löschte der Laternenanzünder die Laterne wieder aus, denn mit dem Öl ging man sparsam um, und bei Mondschein gab überhaupt keine Beleuchtung.

Heute kann man sich nur schwer vorstellen, daß in den dreißiger Jahren, in den Straßen, deren Fahrweg man heute nur mit größter Vorsicht überschreiten kann, so wenig Wagenverkehr herrschte, daß die Berliner Jugend ungestört darin Ball schlagen konnte. Der Equipagen gab es nur wenige; das Fialerwesen war in den Jahren 1807—14 eingegangen, später zwar wieder aufgeblüht, doch zählten die umherstehenden Droschken kaum nach Dutzenden. Vorherrschend war das Arbeits- und Lastfuhrwerk. Langsam rollte der Wagen des Frachtfuhrmanns durch die Straßen, ein hellblau gestrichener Leiterwagen, mit weißem Leinwandplan überzogen, darunter der „Schlitten“, hinten eine Schranke für den Hemmballen. Drei oder vier Pferde mit Schellen, Messingblech oder roten Luchsfüßen geschmückt, zogen die schwere Last und daneben schritt, peitschentwackend der Frachtfuhrmann im breitrumpfigen Filzhut, lose um den Hals geschlungenem Tuch, hellblauem Staubhemd, kurzen Manchestershosen, grauen Gamaschen und gewaltigen, nägelbeschlagenen Schnürstiefeln.

In ganz andren Bahnen als heute bewegten sich auch Handel und Gewerbe. Um 1880 gab es in Berlin etwa 1100 Kaufläden. In

der Königstraße, an der Stechbahn, an den Werberschen Mühlen, in der Vertrautenstraße waren die Läden bereits Hans für Hans, in der Friedrichstadt und den andren Vierteln aber sah man sie nur hin und wieder an den Straßenenden. Es waren kleine unausgeglichene Räumlichkeiten und charakteristische Wahrzeichen, von denen sich fast nur das Schild des Glasers und die Beden des Barbiers erhalten haben, zeigten an, was man kaufen konnte. Trat man dann in den Laden, so konnte man noch eine ganze Weile mit dem Geldstück auf den Ladentisch klopfen, bis endlich der biedere Kaufmann aus der Hinterstube, dem Keller oder dem Garten herbeikam. Unter solchen Verhältnissen blühte natürlich desto lebhafter der Straßenhandel jeder Art. Vieles davon ist heute vollständig verschwunden, nur der Sanftmann, die Fischhandwerker aller Art und die Obst- und Virtualienhändler erscheinen noch auf den Höfen unsrer Mietskasernen. Wo aber ist der Cigarrenverkäufer hin, der dort, wo das Tabakrauchen im Freien nicht streng verboten war, mit seinem Kasten nebst Fidiusbecher umherstand und sein Feldgeschrei ertönen ließ: „Cigaro mit avec du feu!“ Verschwunden ist auch die Kunst der „Kutschenaufmacher“, die bei Hochzeiten und Festen bereit standen, die Kutschen zu öffnen und den dreigliedrigen Trift zu handhaben, wofür sie dann ihr Trinkgeld gebieterisch forderten. Wo ist der Sudkastenmann geblieben, der unter den Linden nahe der Friedrichstraße stand und wo die Rixdorferinnen, die auf der Halleischen Thorbrücke hinter ihren Kiepen hockten und „Kalatschen“ verlaufen. Verschwunden ist auch die Kunst der Holzhauer, die vor den Häusern auf dem Straßendamms sich aufstellten und dem Hausbesitzer das gekaufte Brennholz zerleinerten, verschwunden sind schließlich auch die Märkte, die die Woche hindurch auf den verschiedenen Stadtplätzen abgehalten wurden. Dafür erheben sich heute in den Stadtvierteln die Markthallen, und das Geschäft des Waareneinkaufs hat sich vergrößert und vereinfacht.

Zu jener Zeit, da Eisenbahn-Betrieb und D-Zug noch unbekanntere Dinge waren, erschien der Leiter des Postwesens als ein wichtigerer Mann wie heute. Es war dies der General-Postmeister Nagler, neben seinem Amte noch Bundestags-Gesandter in Frankfurt a. M. Während heute von den Berliner Bahnhöfen fast ununterbrochen die überfüllten Eisenbahn-Züge abgelassen werden, war damals das Reisebedürfnis der Berliner noch außerordentlich gering. Noch nicht einmal hundert Personen fuhren täglich mit der „Schnellpost“ weg. Und doch gab es nur dreizehn Schnellpost-routen von Berlin in die Provinz, wobei man es für etwas Besonderes hielt, daß auf den meisten zweimal — die Woche gefahren wurde. Daneben besorgten reisende Boten (Reitposten) die Briefbeförderung und besondere Fahrposten dienten dem Gepäckerkehr.

Mit welchen Umständenlichkeiten war aber besonders auch das Reisen verknüpft! Sämtliche Posten wurden aus den engen Höfen des Postgebäudes in der Königstraße abgelassen. Hatte dann der Reisende zu Hause alles in Ordnung gebracht, seine Koffer gepackt, wohl auch sein Testament gemacht, so ging er bei guter Zeit auf die Post und ließ sich, unter Vorlegung seiner Legitimationspapiere, „einschreiben“. War großer Andrang, so wurden Post-Beiwagen aus dem Posthofe in der Oranienburgerstraße geholt. Je früher man sich meldete, desto sicherer hatte man einen Eckplatz im Innern oder einen Platz im „Kabriolet“ neben dem „Kondukteur“. Zu all den Unbequemlichkeiten war überdies das Reisen ziemlich teuer. In der Schnellpost kostete die Meile 10 Silbergrößen, in der Fahrpost 4 bis 6. Nur nach Potsdam hatte man eine mehrmalige tägliche Verbindung. Sechsmal täglich fuhr ein Sammelwagen, die berühmte „Journaliere“, von der Post ab, und die Reisenden hielten es für eine große Bequemlichkeit, daß in der Leipzigerstraße, nahe der Mauerstraße, ein Wartesaal eingerichtet worden war, so daß sie ihren bestellten Platz beim Vorüberfahren des Wagens einnehmen konnten.

Die Post konnte gelegentlich der Messen dem Verkehr natürlich nicht genügen und es machten alsdann die Handwerker ein gutes Geschäft. Ihre Mietsfuhrwerke legten den Weg nach Frankfurt a. O., 12 Meilen, ohne Pferdewechsel in  $\frac{3}{4}$  Tagen zurück; nach Leipzig zur Messe aber gebrauchten sie zwei Tage, wobei in Wittenberg Nachtquartier genommen wurde.

Eine weit wichtigere Sache als heute war auch das Briefschreiben. Schon der Umstand, daß in Berlin 14 Briefträger zur Bewältigung der täglichen Austragungen genügt, zeigt, daß ein Brief zu den „Ereignissen“ im täglichen Leben gehörte. Briefschiden war eine kostspielige Sache, denn das Porto betrug bis 80 Meilen in allmählich aufsteigender Scala 1,  $1\frac{1}{2}$ , 2,  $2\frac{1}{2}$  bis 5 Silbergrößen, darüber hinaus je 1 Silbergrößen für 5 Meilen, also nach Köln z. B. 16 Silbergrößen. Seit 1827 hatte Berlin Stadt-Briefpost. Der ehrsame Bürger ging mit seinem Briefe in das nächste Materialwaren-Geschäft mit Briefannahme, wartete geduldig, bis der Kaufmann den Hering oder die Butter verkauft, und gab dann umständlich den Brief ab, wofür er eine mit Datum und Tageszeit gestempelte Marke als Quittung erhielt.

Im „Verkehrsmitteln“ besaß Berlin anker der Post die „Thorwagen“, die jetzt nur noch an schönen Sommer-Sonntagen umherstehen. Dauernd waren sie am Potsdamer und Brandenburger Thor stationiert; an den übrigen auch nur des Sonntags. Wie der heutige Omnibus, so fuhr der Thorwagen stets dieselbe Strecke und der Fahrpreis war überall der gleiche: acht „Gute Groschen“. Nur des Abends, wenn der Andrang von den Vergnügungsorten groß, steigerten die Kutscher willkürlich den Fahrpreis. Wurde man, zu Fuße gehend, von einem spärlich besetzten Thorwagen eingeholt, so hielt man den Zeigefinger hoch, das bedeutete: „Nest der Tour“

für einen Großen?" Wollte der Kutscher darauf eingehen, so hielt er an, sonst begnügte er sich mit einem verächtlichen Kopfschütteln. Am Brandenburger Thor, die Stadtmauer bis zum Potsdamer entlang, hielten die Thorwagen, und keiner fuhr eher ab, bis er ganz gefüllt war. Ging die „Füllung“ langsam vor sich, so trat der Kutscher wohl neben die Pferde und ließ, mit kurzen Unterbrechungen, sein langgedehntes: „Es fehlt noch eene lumpigte Person!“ erschallen. Eine elegante Reuei waren den Berlinern die „Kremser“, die der gleichnamige Fuhrherr rechts vom Brandenburger Thor halten und pünktlich, gleichviel ob ganz oder halb gefüllt, abfahren ließ. Es ist aber bezeichnend für die Weltstadt-Verhältnisse der Zeit und die Macht der Gewohnheit, daß die Zahl der verächtlich eingeführten Kremser sich nicht allmählich vermehrte, obwohl die Fahrt nur um „einen Sechser“ teurer war, als in den sonstigen Thorwagen.

Nun fuhren freilich diese Fuhrwerke auch nicht im Tempo unrer heutigen Wagen. Der Berliner von damals hatte mehr Zeit als der heutige gekehrte Weltstadtmensch und wer fuhr, wollte dieses „Vergnügen“ voll auskosten, weshalb ihm mit schnellem Fahren gar nicht gedient gewesen wäre. Das schnelle Fahren hinderte aber einmal auch der Zustand der Straßen und dann der Zustand der Pferde. Die gewöhnlichen Bauernpferde sahen fast komisch aus; sie waren klein, trugen den Kopf in der Höhe des Rückens oder niedriger, hatten lange Nöhren, dünne Beine und von dem vielen Grünfutter dicke Hängebäuche. Wenn eine schwerere Last als ein paar Milchkannen zu ziehen war, so spannte der Bauer drei oder vier solcher Nöhren vor seinen Wagen, dessen Räder, des Staubmehls auf den Landstraßen halber, nicht mit Eisen beschlagen waren. Kam er auf der Heimfahrt an den Kempelhofer Berg, so wurde unten ein Hohl gemacht, damit die Säule frische Kräfte sammeln, und dann wieder oben, damit sie etwas verschaukeln konnten.

Wie das Bürgerthum, die Stadt, das Verkehrsweisen und alles andre, so befand sich auch der Militarismus des Jahrhunderts noch völlig in den Kinderschuhen. Die Berliner Garnison bestand um 1830 aus 3 Infanterie-Regimentern, 1 Schützen-Bataillon, 3 Kavallerie-Regimentern, der Fuß- und der reitenden Artillerie und 1 Abteilung Pionieren. Democh aber fiel das Militär in seiner Zahl noch mehr auf als heute, schon deshalb, weil der Dienst sich, bei dem Mangel geräumiger Kasernenhöfe, zu seinem größeren Teile auf der Straße abwickelte. Ein Teil der Stadtplätze, Gendarmenmarkt, Velle-Alliance-Platz, Dönhofsplatz gehörte tagsüber dem übenden Militär. Uniform und Art des Dienstes bilden heute oft noch einen beliebten Scherzgegenstand der „fliegenden Wälder“. Verhältnismäßig die meiste Zeit widmete damals das Militär dem Nachtdienst, wobei wir hier die Thorwagen besonders erwähnen wollen. Von den Thor- und andren Wagen des 18. Jahrhunderts (Wallstraße, Spittelmarkt, Mauernstraße, Reine Wache, am Neuen Markte usw. bis zur Stralauer Brücke) war kaum eine oder die andre eingegangen. Der Soldat war ja damals großenteils auch Polizist. Wurde der biedere Bürger durch irgend ein Ereignis aus der Ruhe geschreckt, so rief er die Wache alles, was arreliert wurde, vom Mörder bis zum Schwerbetrunknen und zu dem Frevler, der beim Tabakrauchen im Freien abgeseht wurde, kam auf die Wache. Trotz des reichlich bemessenen Nachtdienstes aber hatte der Soldat noch Muße zu allerhand Nebenarbeiten. Wie der russische Soldat sich durch Strümpfstricken ein paar Pfennige verdiente, so machte der Soldat in Berlin beim Quarantänzug durch Möbel schleppen, als Handlanger in kaufmännischen Geschäften, wo Lasten zu bewältigen waren, dem Arbeiter der damaligen Zeit eine empfindliche Konkurrenz.

Die Thorwache behütete sorgsam des Staates Wohl. Niemand, der verdächtig war, gelangte heraus oder herein, und um die Kontrolle besser zu ermöglichen, gab es, außer am Brandenburger und am Potsdamer Thor, keine Einlässe für Fußgänger. Nicht immer ging es dabei glatt ab. Oft konnte man lange auf Einlass warten. So war es eine viel gefürchtete Geburtsprobe, wenn eine Hammelherde eingetrieben wurde. Wegen der Schlachtfener wurde sie genau gezählt. Beide Thorflügel waren geschlossen, nur eine zwei Fuß hohe Klappe stand auf, durch die, nachdem erst der Leithammel hindurch war, die ganze Herde so schnell hüpfte, als es der vorgehaltene Fuß des Steuerbeamten gestattete. Da dauerte es denn mitunter über eine halbe Stunde, bis der biedere Residenzler von Anno dazumal wieder seinen Fuß auf Berliner Pflaster setzen konnte.

E. R.

### Kleines Feuilleton.

**k. Automatische Bildhauerarbeit.** In einem englischen Konsulatsbericht über den Handel Süditaliens findet sich folgende interessante Mitteilung über automatische Bildhauerarbeit: Signor Nuonempi hat einen Apparat erfunden und patentieren lassen, durch den eine Marmorreproduktion eines Bildhauerwerks automatisch durch Erosion hergestellt werden kann. Die Maschine kann durch eine beliebige motorische Kraft getrieben werden. Sie besteht in der Hauptsache aus einem horizontalen Stab, der an einem Ende einen abgestumpften hölzernen Arm und am andren einen stählerne Hohlmeißel hat; beide arbeiten senkrecht. Der hölzerne Arm ist so eingerichtet, daß er genau den Linien des Modells folgt, während

der stählerne Hohlmeißel am andren Ende entsprechend senkrechte Stimmn in den Marmor gräbt. Soll z. B. ein Marmorkopf nachgebildet werden, so zeigt sich der Umriß des Gesichts beim ersten Mal, wenn der Hohlmeißel über den Marmor geht. Er schneidet den Marmor äußerst leicht. Zunächst wird mit einem großen groben Werkzeug und dann mit feineren Geräten gearbeitet, bis die Details mit einem Hohlmeißel ausgeführt werden, der nicht dicker als ein Pfriem ist. Mit diesem Instrument wird die Arbeit mit außerordentlicher Schnelligkeit vollendet. Der Gegenstand wird mit der Maschine bis auf  $\frac{1}{16}$  Zoll in der Größe des Modells fertig gemacht, und dann erst fügt der Künstler dem Werk die letzte Durcharbeitung, Ausdruck und Individualität hinzu. Die Maschine kann in drei Stunden soviel leisten, wie ein Mann in drei Tagen; jeder geschickte Arbeiter kann mit ihr arbeiten. Für Schnörkelverzierung auf Architraven und Kranzgesimsen leistet sie ausgezeichnete Dienste. —

— **Der Maisbau in Mexiko.** Die Art und Weise, wie der Mais gebaut wird, ist in den verschiedenen Landesteilen außerordentlich verschieden. Gewöhnlich werden drei Bearbeitungen im Maisfeld vorgenommen; die erste etwa einen Monat nach der Aussaat, Ende des zweiten Monats folgt die zweite und zwei bis drei Wochen später die dritte Bearbeitung. Für die Ueberntung des Maises kommen hauptsächlich zwei Verfahren in Betracht. Nach dem einen werden die Pflanzen, sobald die Körner anfangen, fest zu werden, bis hinab zum obersten Kolben gelöst und manchmal auch ihrer Blätter beraubt; später, wenn die Kolben ganz reif geworden sind, werden sie aus ihren Hüllen herausgebrochen. Nach dem andren Verfahren werden die ganzen Stämme, ohne vorher entblättert und gelöst zu sein, mit der Sichel abgeknitten, im Haufen auf dem Felde zusammengestellt, wo man sie bis zum Eintritt des ersten Frostes liegen läßt, ehe die Kolben ausgebrochen und ausgedroschen werden. Die Entkörnung erfolgt in der verschiedensten Weise: teils durch einfaches Ausrebbeln der Körner mit der Hand oder durch Reiben der Kolben zwischen zwei Steinen, oder auf einer Anzahl dicht nebeneinander, aufrechtstehender und fest zusammengebundener entkörnter Maiskolben, teils durch Ausdreschen mit Pfählen auf dem Erdboden oder auf einem siebartigen Gerüst aus Balken, teils mit Hilfe von Pferden und Mäulern und teils durch kleine Handentkörnungsmaschinen oder endlich auch durch große mittels Wasserdampfkraft getriebene Dampfmaschinen. Die Erträge des Maises sind sehr verschieden; sie schwanken zwischen einem 80—100fachen Ertrage auf nicht sehr gutem und einem 800fachen auf sehr gutem und bewässerten Lande. —

### Hygienisches.

— **Ueber Wohnungshygiene** sprach unlängst Dr. Albert Heim in Köln auf Veranlassung der Stadt. Die „Köln. Volksztg.“ berichtet über den Vortrag: Der Vortragende beantwortete zunächst die Fragen, welche hygienischen Anforderungen man an eine Wohnung stellen soll und was der Bewohner thun muß, um in einer guten Wohnung gesund zu wohnen. Was die letztere Frage betrifft, so spielt hier die Beschaffenheit der Luft die Hauptrolle. Die Luft ist gut, wenn sie von Staub und Gasen frei ist und genügend Sauerstoff enthält. Redner führt verschiedene Beispiele aus früherer Zeit an, wo Gefangene, die in zu kleinen Räumen untergebracht worden waren, infolge von Sauerstoffmangel gestorben sind. Die Hygiene nennt im allgemeinen überfüllt ein Zimmer, welches sechs Personen, oder zwei Zimmer, welche mehr als zehn Personen beherbergen. Es kommt auf den Kubikraum an, den jeder Bewohner für sich hat. Die Wissenschaft fordert 16—20 Kubikmeter. Für Kinder genügt die Hälfte dieses Raums, so daß also eine Arbeiterfamilie mit zwei Kindern 50 bis 60 Kubikmeter Schlafzimmerraum nötig hätte, ein Maß, welches aber nur selten erreicht wird. Gesundheitsschädigungen können bei kleineren Räumen nur durch fleißiges Lüften verhütet werden. Diese Gesundheitsschädigungen sind zwar nicht unmittelbar wahrnehmbar, aber in sauerstoffarmer Luft wird auch das Blut sauerstoffärmer, wodurch die Lebensvorgänge, besonders der Kinder, geschädigt werden. Man hat lange Zeit angenommen, daß die Ursache der sogenannten englischen Krankheit die schlechte Ernährung sei; aber genaue Feststellungen haben ergeben, daß natürlich ernährte Kinder denselben Prozentsatz für die Krankheit stellen, wie künstlich ernährte. Dagegen machte man die Beobachtung, daß die Krankheit in ihrem höheren Grad und schlimmeren Formen in den Wintermonaten auftrat, wo die Kinder sich nicht mehr in frischer Luft, sondern in Räumen, wo gelüftet und gewaschen wird, bewegen. Die Frage, wie man Lüften soll, ist dahin zu beantworten, daß die Fenster für einige Minuten ganz geöffnet werden sollen. Da der Wärmeverrat eines Zimmers nicht so sehr an der darin befindlichen Luft haftet, als am Ofen, an den Wänden und der Decke, so ist die Wärme wenige Minuten nach dem Öffnen wieder hergestellt. Auch nachts ist der Einlaß von frischer Luft in das Schlafzimmer zu empfehlen, natürlich muß sich die Öffnung des Fensterbalks nach der Temperatur richten; aber es ist ein vielverbreitetes Vorurteil, die Nachtluft für schädlich zu halten; sie ist sogar meist reiner, staubfreier als am Tage. Die Heizung des Schlafzimmers wirkt als Luftventilation gut, ist aber im allgemeinen als Luxus und Bewohnung zu verwerfen. Bezüglich der Heizung machte der Redner darauf aufmerksam, daß der billigste Ofen immer noch der Kanonen- oder Röhrenofen ist, nur darf er nicht zum Glühen gebracht werden, weil sonst die Staubteilchen der Luft verfohlen und verbrennen und die

entstehenden Produkte und brenzlichen Gase eingeatmet werden. Wegen des fehlenden Abzugsrohrs und weil sie infolge dessen ihre Verbrennungsprodukte im Zimmer verbreiten, sind auch die an sich sehr bequemen Petroleum-Ofen nicht empfehlenswert. Jede Heizung entzieht der Luft die Feuchtigkeit, weshalb eine Schale zum Wasserverdampfen in seinem Zimmer fehlen soll. Sehr gut ist auch das Vorhandensein von breitblättrigen Pflanzen, die häufig mit Wasser zu besprengen sind. Die Sonnenhitze wird besonders den Kindern gefährlich, indem sie Nahrungsmittel, besonders Milch, schädlich beeinflusst. Die Milch braucht nicht lauer zu sein, um im Magen der Kinder Brechdurchfall zu erzeugen. Schon in einer Milchttemperatur von mehr als 15 Grad vermehren sich die schädlichen Bakterien bedeutend. Deshalb ist es unbedingt nötig, die Milch im Sommer im Keller aufzubewahren. Bei Kindern, die in dem kühleren Souterrain wohnen, ist der Brechdurchfall längst nicht so verbreitet, wie bei Kindern der wärmeren Etagen. Redner verbreitet sich dann noch über die Feuchtigkeit der Wohnungen, das Lichtbedürfnis und die Eigenschaft des Lichts, die Bacillen, besonders auch den Tuberclebacillus unwirksam zu machen; ferner über die notwendige Keimlosigkeit, die möglichst auf nassem Wege herzustellen ist, da die Staubentwicklung die Verbreitung der Krankheitsreger begünstigt.

**Physikalisches.**

ss. Tausendstel Sekunden zu messen, ist in mancherlei Fällen des modernen Lebens und Treibens unerlässlich. Die gewöhnlichen Apparate zur Zeitmessung sind in solchen Fällen garnicht benutzbar, denn auf unsren Taschenuhren können wir kaum noch eine fünfstel Sekunde mit Sicherheit bestimmen. Es müssen daher besondere Instrumente erdacht werden, wenn man bis zu so kleinen Zeiträumen wie tausendstel Sekunden oder gar noch weniger gelangen will. Es giebt zwei verschiedene Sorten solcher Apparate, je nachdem sie sich eines Cylinders nach Art eines Phonographen oder eines Ziffernblatts nach Art unsrer Taschenuhren bedienen. Unter den Cylinderinstrumenten ist besonders der „Schnellschroonograph“ zu nennen. Das System ist sehr einfach. Ein Cylinder von 22 Millimeter Durchmesser wird durch ein Uhrwerk mit einer Geschwindigkeit von fünf Umdrehungen in der Sekunde um seine Achse bewegt. Diese Geschwindigkeit entspricht einer Verschiebung von 1/5 Millimeter in einer tausendstel Sekunde für einen Punkt des Cylinderumfangs, das heißt wenn der Cylinder in seiner Längsrichtung mit Linien versehen wird, die in Abständen von 1/5 Millimeter gezogen werden, so entspricht dieser Abstand jener Geschwindigkeit dem Zeitraum einer tausendstel Sekunde. Die Oberfläche des Cylinders wird nun mit Aufgeschwärzt. Wenn der Vorgang, dessen Länge gemessen werden soll, beginnt, so drückt man auf einen Knopf, wodurch ein elektrischer Strom geschlossen und mittels eines Elektromagneten die Spitze eines Stifts bis zur Verührung mit dem Cylinder gebracht wird. Der Stift beschreibe eine helle Linie auf der geschwärzten Cylinderfläche, so lange der Knopf niedergehalten wird, und hebt sich gleichzeitig mit dessen Lösung wieder ab. Nach der Länge der auf dem Cylinder erkennbaren Linie kann dann die Dauer des Ergebnisses, Experiments, oder was man gerade messen will, mindestens bis zu Tausendstel-Sekunden genau ermittelt werden. Noch genauer sind die zu gleichem Zweck erfundenen Chronographen von Schmidt, die besonders zur Bestimmung der Geschossgeschwindigkeiten benutzt werden sollen. Der Erfinder wendet als Hauptteil seiner Instrumente ein kreisförmiges Pendel nach Art der Uhrwerke unsrer Taschenuhren an und befestigt in der Achse dieses Pendels auf einer leichten Nadel ein nach der Erfahrung eingeteiltes Zifferblatt. Man braucht nur das durch eine Feder bewegte Pendel am Ende und am Schluß des zu messenden Experiments ein- bzw. auszuschnallen und die vergangene Zeit auf dem Zifferblatt abzulesen. Für die Zwecke der Artillerieveruche sind die Zifferblätter so eingerichtet, daß man gleich die Geschossgeschwindigkeit in Kilometern ablesen kann. Wenn sich das Pendel gleich der Umrufe einer Taschenuhr mit 18000 Schwingungen in der Stunde bewegt, so entspricht jede Schwingung einer fünfstel Sekunde. Nur ist das Pendel und seine Spiralfeder so eingerichtet, daß sie bei jeder Schwingung einen Zeiger gerade einmal um das auf ihr befestigte Zifferblatt führt. Ist dieses nun nur in 200 Teile geteilt, so entspricht jeder Abschnitt bereits einer tausendstel Sekunde. Daraus geht hervor, daß schon bei einem Durchmesser von 5 Centimeter für das Zifferblatt eine sehr deutliche Ableseung von einer tausendstel Sekunde ermöglicht wird, mittels einer Lupe können aber noch kleinere Zeiträume genau unterschieden werden. Im großen und ganzen ist als sicher zu betrachten, daß auf diesen Instrumenten tausendstel Sekunden mit größerer Zuverlässigkeit abgelesen werden können als ganze Sekunden auf den meisten unsrer Taschenuhren.

**Astronomisches.**

— Merkur wird demnächst mit freiem Auge sichtbar sein. Den innersten Planeten unsres Systems, der, am nächsten der Sonne, die engste Bahn um sie beschreibt, vermögen wir nur selten zu erblicken, weil er sich meist in den Strahlen des Tagesgestirns verirrt. Sein Licht ist sonst so schwach nicht: er gleicht in günstiger Stellung etwa einem Fixstern erster Größe und unterscheidet sich auch in seinem Aussehen wenig von einem solchen. Er hat nicht den ruhigen Glanz, der den anderen Planeten eigen ist, sondern funkelt ziemlich lebhaft. Diese etwas auffällige Erscheinung erklärt sich zum

Teil dadurch, daß die Scheibe des Planeten uns nur klein erscheint, zum größeren Teil aber dadurch, daß der Planet, wenn wir ihn überhaupt mit unbewaffnetem Auge erblicken, ziemlich tief steht, in sehr geringer Höhe über dem Horizont, wo das Funkeln überhaupt weit lebhafter ist, als in größerer Höhe, in der sich die anderen Planeten uns darstellen. Das ist wohl auch ein Grund, weshalb Merkur vielfach nicht gesehen wird, daß heißt mit Bewußtsein gesehen wird — es erblickt ihn eben mancher und hält ihn für einen Fixstern. Zu Zeiten jedoch ist der Planet unschwer aufzufinden. Seine Helligkeit kommt der der helleren Fixsterne gleich und er ist auch von der Sonne weit genug entfernt, um noch über dem Horizont zu stehen, wenn das Tagesgestirn schon so weit gesunken ist, daß sein Licht auch den oberen Teil unsrer Atmosphäre nicht mehr erleuchtet. Diese weitesten Entfernungen des Planeten von der Sonne, die größten Elongationen, bieten selbst freilich nicht die günstigste Gelegenheit zum Auffinden des Merkur; der Planet wird leichter erblickt etwa 8 Tage vor seiner größten östlichen Elongation, wobei er am Abendhimmel steht, oder ebenso lange nach seiner größten westlichen Elongation am Morgenhimmel. Für die Beobachtung am Abendhimmel ist das Frühjahr am günstigsten, während Merkur als Morgenstern im Herbst am besten beobachtet wird. Am 19. Februar dieses Jahres kommt nun Merkur wieder in seine größte östliche Elongation. Er ist daher jetzt am Abendhimmel leicht aufzufinden. Sein Untergang erfolgt etwa 1 1/2 Stunden nach der Sonne — also wird man etwa eine halbe Stunde, nachdem das Tageslicht verschwunden ist, nach ihm ausschauen dürfen. Der Planet steht im Sternbild des Wassernamms und geht um die Zeit seiner größten Elongation in das der Fische über. Die Gegend, in der er sich bewegt, ist an hellen und bekannten Sternen arm. Dadurch wird seine Auffindung einerseits erschwert, da die Wegweiser dafür fehlen; auf der andren Seite kann man aber den Planeten nicht mit einem Fixstern verwechseln, da kein solcher von gleicher Helligkeit in der Nähe steht. Ein Merkmal zur Auffindung des Merkur bietet seine Stellung am 20. Februar, wo er sich 3 1/2 Grad — etwa 7 Mondbreiten — südlich von der schmalen Mondichel befindet. —

**Humoristisches.**

— Auf der Sekundärbahn. Reisender: „Schaffner, in meinem Coups reagent es ja durch die Decke.“  
Schaffner: „Ja, wegen des Sauwettlers müssen Sie sich nicht an mich, sondern an Falb wenden.“  
— Nichts zu machen. „Deine Frau leift ja endlos; so verbiete ihr doch einmal den Mund.“  
„Nützt nichts; die ist wie eine Pneumatik-Lüch: ich lieht nur von selbst.“  
(„Meggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Gisela Schneider und Hermann Nissen haben wegen mangelnder Beschäftigung vom Deutschen Theater um ihre Entlassung zum Ablauf dieser Spielzeit nachgesucht und sie auch erhalten. —  
— „Mein Kumpan“, ein kalifornisches Volkschauspiel, bearbeitet von Hugo v. Kupffer und Dr. Carlotta, geht am Sonnabend im Carl Weiß-Theater in Scene. —  
— Unter dem Titel „Fastnachtsfreuden“ wird demnächst eine Satire auf Sandermanns „Johannisseuer“ erscheinen. —  
— Eine Pariser Operetten-Gesellschaft eröffnet am 20. Februar im Theater des Westens ein sechs Abende umfassendes Gastspiel. —  
— Die komische Oper „Tabarinus Tochter“, Text von Cardou und Ferrier, Musik von Gabriel Pierné, erzielte bei der Generalprobe in der Pariser Opéra comique einen guten Erfolg. —  
— Ueber „Monistische Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Kunst“ wird am Freitag Wilhelm Bölsche in einem von der „Freien Litterarischen Gesellschaft“ veranstalteten Vortragsabend (Architektenhaus) sprechen. —  
c. Die New Yorker Zollbehörden wollen einem ausgedehnten Kunstschmuggel auf die Spur gekommen sein, der darin besteht, daß Wilder alter Meister mit dem Namen unbekannter Maler signiert werden. So halten die Sachverständigen ein Werk, das „Die heilige Familie“ benannt und Del Garbo gezeichnet ist, für einen echten Botticelli. Zwei, die den Namen De Vos tragen, sollen von Rubens sein. Eine in der Nota als ein Pizzi bezeichnete Skizze von 150 Fr. ist jetzt als ein echter Velasquez auf 2000 Fr. taxiert worden. —  
— Feuergefährliche Ziegel. Die mit Teer getränkten Cement-Dachplatten, welche in Süddeutschland zum Deden von Häusern in neuerer Zeit vielfach verwendet werden, haben sich gelegentlich eines Brandes als hochgradig brennbar erwiesen. Möglicherweise liegt es nur an der Tränkung mit ungeeignetem Teer. —